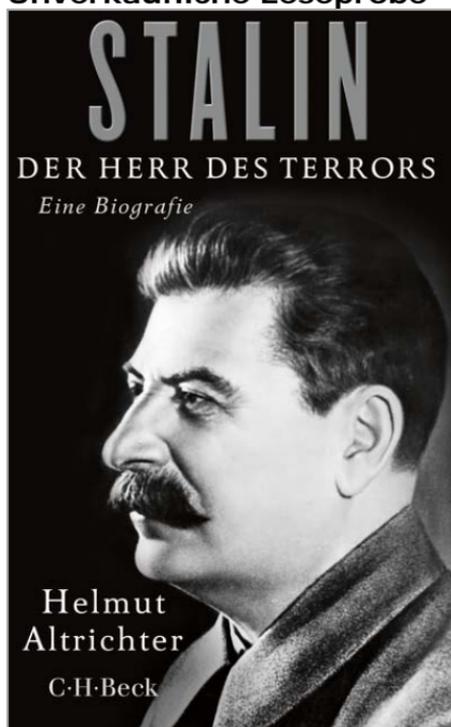


Unverkäufliche Leseprobe



Helmut Altrichter
Stalin

Der Herr des Todes

2018. 352 S. mit 14 Abbildungen. Klappenbroschur.
ISBN 978-3-406-71982-0

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/6704>

C·H·Beck

PAPERBACK

Diktatoren des 20. Jahrhunderts

Herausgegeben von Thomas Schlemmer,
Andreas Wirsching und Hans Woller

 **Institut für
Zeithgeschichte**
München-Berlin

Helmut Altrichter

STALIN

Der Herr des Terrors

C.H.Beck

Mit 14 Abbildungen

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2018

Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Umschlaggestaltung: Rothfos & Galber, Hamburg

Umschlagabbildung: © akg-images/Pictures From History

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)

ISBN 978 3 406 71982 0

Printed in Germany

www.chbeck.de

Inhalt

Annäherungen 7

I. GORI - 6. DEZEMBER 1878

Soso – Herkunft und Schulzeit 17

II. TIFLIS - 13. JUNI 1907

Koba – der Sozialbandit 36

III. PETROGRAD - 26. OKTOBER 1917

Die Revolution – Stalins «Meisterstück»? 71

IV. ZARIZYN - 6. JUNI 1918

Der Volkskommissar im Bürgerkrieg 83

V. MOSKAU - 3. APRIL 1922

Der Generalsekretär 108

VI. GORKI - 21. JANUAR 1924

Der Nachfolger Lenins 130

VII. NOWOSIBIRSK - 18. JANUAR 1928

Der linke Revolutionär 159

VIII. MOSKAU - 31. JULI 1937

Der Staatsterrorist 191

IX. MOSKAU – 7. NOVEMBER 1941	
Der Vaterländische Generalissimus	236
X. JALTA – FEBRUAR 1945	
Zuchtmeister und Weltenlenker	271
XI. KUNZEWO – 5. MÄRZ 1953	
Der Tod	300
Entstalinisierung und kein Ende	328
ANHANG	
Danksagung	339
Bildnachweis	340
Quellen- und Literaturhinweise	341

Annäherungen

Sein langjähriger Schulfreund, Josseb Iremaschwili, nahm für sich in Anspruch, Stalins «Charaktereigenschaften mehr als jeder andere» zu kennen. Für ihn wurden die entscheidenden Weichen bereits in Stalins Kindheit gestellt. Schon in der Schule sei er die Niedertracht in Person gewesen. Man konnte mit ihm nur auskommen, wenn man sich «seinem befehlshaberischen Willen fügte». Die Natur vermochte ihn zwar «ehrlieh [zu] begeistern», «Liebe zu lebenden Wesen» habe er aber nie gekannt: «Für Freud und Leid seiner Mitschüler hatte er schon als Kind nur ein sarkastisches Lächeln. Ich habe ihn nie weinen gesehen. Siegen und gefürchtet zu werden war ihm ein Triumph.»

Stalin habe nur einen Menschen geliebt und verehrt: seine Mutter, eine «fleißige, gute und gottesfürchtige Frau»; und am meisten gehasst habe er seinen Vater, der «durch sein Verhalten dem Kinde die Liebe zu Gott und den Menschen aus der Seele riß». Der Vater habe seinen spärlichen Verdienst als Schuster vertrunken und damit die Mutter zu nächtelanger Arbeit an der Nähmaschine gezwungen. Und über ihm selbst habe sich «tagaus, tagein der grimmige Jähzorn des Vaters [entladen]. Die unverdienten, furchtbaren Schläge machten den Knaben so hart und herzlos, wie der Vater selbst es war. Da alle Menschen, die über andere durch Kraft und Alter bestimmen und herrschen durften, ihm wie der Vater dünkten, lebte bald in ihm das Rachegefühl gegen alle Menschen auf, die sich über ihn stellten.»

In der Schule setzten sich die häuslichen Demütigungen fort: Es hagelte «Strafen, von denen auch der eifrigste, beste und ar-

tigste Schüler nicht verschont blieb. Schläge mit der Faust, mit dem Lineal und Stock waren wir von unseren ehemaligen [georgischen] Lehrern gewohnt. Wir nahmen sie hin und bemühten uns, uns tapfer damit abzufinden. Die russischen Lehrer aber verteilten ihre Schläge mit besonderer Wut. Zweifellos hielten sie uns Georgier überhaupt für Menschen niederer Kultur, denen die Segnungen der russischen Bildung nur mit Schlägen einzubleuen waren.» Erschienen die Schläge noch als «männlich», erregten besonderen Groll «feige und beleidigende Strafen wie ein ein- bis zweistündiges Knien auf kleinen Steinen mit nackten Beinen oder In-der-Ecke-Stehen mit dem Gesicht an die Wand. [...] Am gefürchtetsten war der Karzer, in den man uns bis in die späten Abendstunden ohne Essen und Trinken bei völliger Finsternis einschloß.»

Liegt in diesen Gewalterfahrungen und Kindheitstraumata tatsächlich ein Schlüssel zum Verständnis der Psyche des Diktators, seines Aufstiegs in der Russischen Sozialdemokratie, der Entstehung jenes nach ihm benannten «stalinistischen» Systems? Die Quellenlage ist schmal, Stalin hat nicht Tagebuch geführt, und Iremaschwili ist eine eher problematische Quelle. Seine Erinnerungen erschienen vier bis fünf Jahrzehnte nach jenen Beobachtungen und Vorgängen – und im Wissen um das Kommende. Und dass es «Hass» war, der den Autor zur Feder greifen ließ, räumt er unumwunden ein: Hass auf die Bolschewiki und auf den «Verräter der Heimat, Stalin», der lange Jahre sein Freund gewesen war; Hass darauf, dass sie der Unabhängigkeit Georgiens ein Ende gesetzt und das Land der Sowjetunion eingegliedert hatten; dass sie den Autor verhaftet, ins Gefängnis geworfen und schließlich nach Deutschland abgeschoben hatten.

Dass die späteren Verbrechen Stalins «letztendlich» auf die Psychopathologie seines Charakters zurückzuführen sind, ist schwer zu widerlegen; zu beweisen allerdings ebenso schwierig. In jedem Falle erklärt Stalins Psychopathologie weder seinen Aufstieg in der bolschewistischen Partei noch die Ziele und Fol-

gen seiner Politik, allenfalls deren Mittel, die Russland und Europa tiefgreifend veränderten, nachhaltiger, als dies die Revolution 1917 getan hatte. Dass im Westen immer wieder auf die Erinnerungen Iremaschwilis als Quelle zurückgegriffen wurde, hatte mehrere Gründe: Sie kamen anscheinend «aus erster Hand», bestätigten das gängige Bild Stalins, und andere Zeitzeugnisse zum jungen Stalin fehlten. Zeitgenossen galt er, Anfang der 1920er Jahre zum «Generalsekretär» der Bolschewiki aufgestiegen, als «Mann ohne Biographie», und ihm selbst war es nicht unrecht, wenn es dabei blieb.

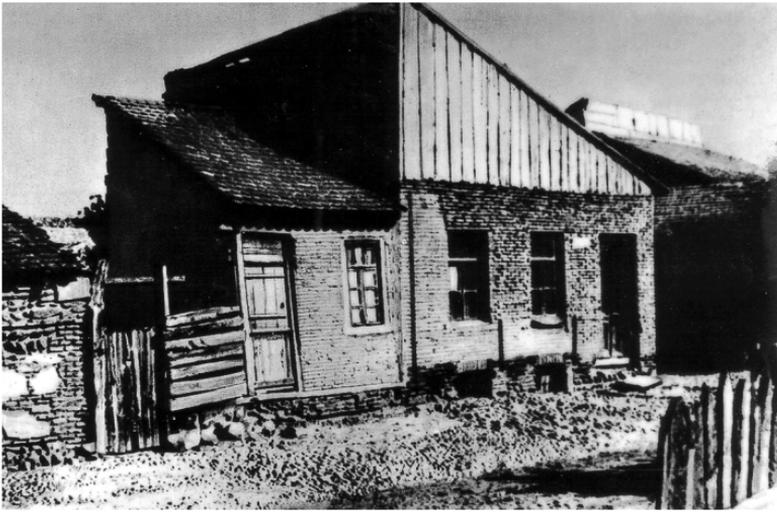
Als die regionalen Parteichefs von Georgien und Aserbaidschan (Lawrenti Berija und Mir Dschafar Bagirow) in den 1930er Jahren darangingen, in Vorbereitung auf Stalins 60. Geburtstag die weißen Flecken in dessen Lebensgeschichte zu tilgen, Historiker ausschwärmten, um für die geplante Biographie und Werkausgabe nach Spuren seines Lebens zu suchen, wieder andere sich auf die Suche nach Zeitzeugen machten, wurde vieles zusammengetragen. Wer wollte sich nicht an ihn erinnern, seine Bekanntschaft mit ihm zu Protokoll geben, seine Erinnerungen an ihn, seine Erlebnisse mit ihm schildern? Doch beim Generalsekretär stießen die Recherchen auf Skepsis. War es das eine oder andere Zeitungsartikelchen oder Gedicht wirklich wert, in den «Werken» publiziert zu werden? Und was von den «Erinnerungen», Geschichten und Legenden wirklich «wahr» war, hätte nur er selbst beurteilen können, wenn er sich die Zeit dafür genommen hätte. Nur ein Bruchteil davon wurde, selbstredend zensiert, gedruckt. Dass etwas in die vom Marx-Engels-Lenin-Institut 1939 herausgegebene offizielle Biographie «Stalin. Kurze Lebensbeschreibung» eingeflossen wäre, ist nicht ersichtlich. Deren Held war von der ersten Seite an «Stalin», der «Generalsekretär», der «Lehrer» und «Führer» (woschd), für *seine* Lebensgeschichte schien die Kindheit mit ihren Privatheiten und Kümernissen keine einzige Seite wert.

Im Mittelpunkt sollte der große «Stalin» stehen, nicht jener

kleine Iossif Dschugaschwili, als der er geboren worden war und über dessen Kindheit und Jugend es, so gesehen, kaum Bemerkenswertes zu berichten gab. Das heißt: nichts, was früh die spätere glanzvolle Karriere in Partei und Staat erahnen ließ; und manches, was nicht so recht zur späteren Karriere «passte» und daher «entbehrlich» schien. Dieser Dschugaschwili kam nicht aus der Hauptstadt, aus Sankt Petersburg oder Moskau, er wurde 1878 in Georgien geboren, ganz im Süden des Zarenreiches, das von der Ostsee bis zum Pazifik, vom Eismeer bis zum Schwarzen Meer und nach Mittelasien reichte. Georgien gehörte erst seit Anfang des 19. Jahrhunderts zum russischen Vielvölkerreich. Hier war man noch immer stolz auf die eigene Geschichte und Kultur und der Gegensatz zu allem «Russischen» weiterhin spürbar.

Iossif wuchs in ärmlichen Verhältnissen auf. Der Vater, früh dem Alkohol verfallen, musste seine Flickschusterei aufgeben und sich in einer Schuhfabrik verdingen. Für den kleinen Iossif war er nie ein Vorbild gewesen, auch in seiner «Arbeiterkarriere» nicht. Iossif kannte sein Leben lang Fabriken fast nur von außen. Die Grundlagen für den Aufstieg schuf die ehrgeizige Mutter: Sie schickte ihren Sohn, den sie «Soso» nannte, auf die kirchliche Schule in seiner Geburtsstadt Gori, er sollte Priester werden. Bevor er aufgenommen wurde, musste er Russisch lernen, das war die Unterrichtssprache; es kostete ihn zwei Jahre. Doch er war fleißig, ehrgeizig und stieg zum Klassenbesten auf. Nach vier Klassen Grundschule hatte er ein Bildungsniveau wie nicht viele seiner georgischen Landsleute.

Es war nur konsequent, dass seine Mutter danach den Übertritt ins Internat des Geistlichen Seminars in Tiflis betrieb. Das Seminar war eine angesehene höhere Bildungsanstalt für den geistlichen Nachwuchs der russisch-orthodoxen Kirche, das Curriculum ganz darauf zugeschnitten und die Disziplinarordnung streng. Hätte die Biographie zum 60. Geburtstag erwähnen sollen, dass Iossif sich dem zunächst fügte, auch im Pries-



Stalins Geburtshaus in Gori – bevor seine georgischen Statthalter in den 1930er Jahren die Gebäude ringsum abreißen, die armselige Hütte aufhübschen, darüber ein tempelartiges Gebäude errichten und ringsum einen Park anlegen ließen. Sie gaben dem Ganzen ein herrschaftliches Aussehen, das nichts mehr mit dem ursprünglichen Zustand gemein hatte.

terseminar zur «guten» Hälfte der Klasse gehörte und sich im «Kirchengesang» besonders hervortrat? Unmöglich! Das Seminar, mitten im brodelnden Tiflis gelegen, war freilich nicht völlig abzuschirmen gegen die Probleme drum herum. Nicht wenige, die hier studierten, hatten andere Berufziele, empfanden den Lehrplan als viel zu eng, die Disziplinarordnung als lästig und den Umstand, dass die Schüler in ihrer Mehrzahl Georgier, die Lehrer russische Mönche waren, als nationale Diskriminierung.

Sie interessierten sich, was anderswo über Staat und Gesellschaft, Kirche und Religion geschrieben wurde; noch mehr als für die Kirche und ihre Vergangenheit, für die Gesellschaft und ihre Gegenwart, für die industriekapitalistische Entwicklung im Lande und seine industrielle Arbeiterschaft. Sie besorgten sich «verbotene» Literatur, freigeistige, russische und ins Russische übersetzte französische Gesellschaftsromane und politische Traktätchen und ließen sie unter den Mitschülern zirkulieren. Auch Iossif verdankte dem Seminar den ersten Kontakt mit der europäischen Moderne, ihren Gedankenspielen und kritischen Ideen, in ihrer nationalistischen wie in ihrer sozialistischen Spielart. Er wurde damit Teil einer aufmüppigen Jugendbewegung, die gegen die zarische Autokratie, ihre kulturelle Verkrustung, ihre «Rückständigkeit», hier an der Peripherie auch gegen ihre engstirnige Russifizierungspolitik rebellierte. Sie beschäftigte ihn so sehr, dass er die Schule immer mehr vernachlässigte, in seinen Leistungen absackte, zu Prüfungen nicht erschien und das Seminar schließlich ohne Abschluss verließ. Dass er wegen «revolutionärer Tätigkeit» und marxistischer «Propaganda», wie später behauptet, relegiert worden wäre, ist nicht nachweisbar.

Folgt man den Ex-post-Stilisierungen, war Stalin zu dieser Zeit (1898/99) bereits «einer der energischsten und hervorragendsten Parteiarbeiter der Tifliser sozialdemokratischen Organisation». Er sei erfüllt «von grenzenlosem Glauben an das revolutionäre Genie Lenins» gewesen, niemals von dessen Weg abgewichen und habe dessen Werk nach Lenins Tod «kühn und

sicher» fortgesetzt. Doch die Partei war im März 1898 erst gegründet worden, das Tifliser Parteikomitee gab es noch gar nicht (es wurde erst 1901 geschaffen), und der 2. Parteitag, auf dem sich die Anhänger Lenins, die Bolschewiki, spektakulär vom Rest der Partei (den Menschewiki) trennten, stand erst noch bevor. Er fand 1903 statt.

Was die Parteibiographie wie einen klaren Entschluss zum «Berufsrevolutionär» im Sinne Lenins darstellte, war wohl eher ein allmähliches Abgleiten des Schulabbrechers in die Subkultur. Er hatte sein altes Berufsziel erst aus den Augen verloren, dann sich davon abgewandt und sich Stück für Stück ein neues Missionsgebiet erschlossen, die Arbeiterbewegung: erst bei den Eisenbahnern in Tiflis; dann im westgeorgischen Batumi, einem neuen Exporthafen für Erdöl und Mangan am Schwarzen Meer; in Tschiatura, in der auch deutsche Konzerne seit den 1870er Jahren in großem Stile Mangan abbauten; und schließlich im aserbaidchanischen Baku, der Ölboomtown am Kaspischen Meer.

Für seine Untergrundaktivitäten hatte Dschugaschwili zunächst den Decknamen «Koba» gewählt, den Namen eines georgischen Romanhelden, eines aufrechten Georgiers im Kampf gegen die russischen Besatzer des Landes. Doch Dschugaschwili hatte Anschluss an Gruppen gefunden, die wie er ihren nationalen Befreiungskampf mittlerweile als Teil eines umfassenderen Projekts verstanden, der Befreiung der Unterdrückten und Entrechteten, der «Arbeiterklasse», im ganzen Lande und darüber hinaus.

Sie bekannten sich zur «Russländischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei», eher ein loser Dachverband von Gleichgesinnten als eine Partei im modernen Sinne. Im Grunde fehlte ihr ein ausformuliertes Programm ebenso wie eine flächendeckende Organisation, sie ließ den ihr beigetretenen Gruppen und Grüppchen ihre Handlungsfreiheit, mitunter gaben diese nicht einmal ihren alten Namen auf. Das galt auch für die Aktions- und Dis-

kussionsgruppen in Tiflis, Batumi, Baku und anderswo in der transkaukasischen Provinz.

Selbst wenn Dschugaschwili nicht zur marxistischen Prominenz des Transkaukasus gehörte – da hatten die gesetzten Herren aus dem menschewistischen Lager das Sagen –, war Lenin auf seinen Aktionismus aufmerksam geworden. Zu diesem Aktionismus gehörte, dass kaukasische Gruppen die Parteikasse mit «Expropriationen», mit Erpressungen und Überfällen, füllten. Der spektakulärste Coup gelang ihnen im Juni 1907 mit einem Banküberfall in Tiflis, bei dem ihnen ein Millionenbetrag in die Hände fiel, den sie an die Parteiführung weiterleiteten. Auch das war nichts für die offizielle Biographie.

Im Dezember 1905 nahm Stalin, für Lenin: «der prächtige Georgier», an der bolschewistischen Konferenz im finnischen Tampere teil, im April 1906 am (4.) Parteitag in Stockholm, im Frühjahr 1907 am (5.) Parteitag in London. 1912 wurde er in das bolschewistische ZK kooptiert als einer, der, anders als Lenin und die engere Parteiführung, im Land geblieben war und nicht im westlichen Exil lebte. Zu diesem Zeitpunkt begann er bereits, den Namen «Stalin» zu führen; er war nun 34 Jahre alt. Bilder zeigen, wie aus «Soso», dem ehrgeizigen, verkiffenen Streber, «Koba», der kaukasische Sozialrebell, geworden war, der mal mit Fünftagebart, schmissiger Haartolle und modischem Halstuch den jugendlichen Bohemien, mal mit Schnauzer, breitkrempigem Schlapphut und dunklem Mantel den unbürgerlichen Freigeist gab. Es waren prägende Jahre und Erfahrungen: für den Schusterjungen, der trotz Schulbildung ein Underdog geblieben war, der die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung hasste, den Adel und die Bourgeoisie und ihre Helfer und Helfershelfer. Dies alles war für seine spätere Karriere nicht weniger bedeutsam als die Kindheit und keineswegs bloße «Vorgeschichte», wie die offizielle Biographie suggerierte. Mit der Übernahme des Kampfnamens «Stalin» begann eine neue Phase seines Lebens, ohne dass dessen weiterer Fortgang absehbar gewesen

wäre. Denn ohne den Ersten Weltkrieg und den Sturz des Zarismus – an beiden Ereignissen war er nicht beteiligt gewesen –, ohne die Oktoberrevolution und den nachfolgenden Bürgerkrieg hätte es jenen Stalin nicht gegeben, wie wir ihn aus der Geschichte kennen.

Die folgende Darstellung versucht, die beiden frühen Phasen seines Lebens als Ausgangspunkt zu nehmen und in den Kapiteln I und II etwas genauer zu betrachten, um sodann in den Kapiteln III bis VI nach den Bedingungen seines Aufstiegs in der Revolution und im Bürgerkrieg, als Generalsekretär der Partei und schließlich Nachfolger Lenins zu fragen, wobei beispielhaft jeweils ein Schlüsselereignis im Mittelpunkt stehen soll. Seine in den 1920er Jahren erworbene Machtbasis schuf die Voraussetzungen für seine neue «linke» Politik des forcierten Aufbaus der Schwerindustrie, die rücksichtslose Zwangskollektivierung der Landwirtschaft und die staatsterroristischen Säuberungswellen der 1930er Jahre samt ihren verheerenden Folgen für Staat, Wirtschaft und Gesellschaft, die in den Kapiteln VII und VIII dargelegt werden. Nie waren die Geschichte von Partei und Staat enger mit ihm, seiner Person und seiner Politik, verbunden als in diesen Jahren. Deren Geschichte, die Geschichte eines Gewaltregimes, war seine Geschichte und umgekehrt. Wie es der Sowjetunion gelang, den Zweiten Weltkrieg siegreich zu überstehen, zur Welt- und Atommacht aufzusteigen, wie Stalin es anschließend vermochte, sich das Verdienst daran selbst zuzuschreiben und sich als «Generalissimus» und «Weltenlenker» feiern zu lassen, behandeln die Kapitel IX und X. Der Krieg und dessen Ergebnisse bestärkten ihn in dem Entschluss, im Inneren an seinem repressiven Kurs festzuhalten und seinen «Führungsstil» beizubehalten: Unter der Vorgabe des Aufbaus und der Absicherung des Sozialismus nach innen und nach außen wurde weiterhin eine Politik betrieben, die trotz ihres Schlingerkurses für sich in Anspruch nahm, gradlinig und alternativlos zu sein, und vor allem dem eigenen Machterhalt diene, ohne nach

den Folgen für die Bevölkerung zu fragen und ohne ihren erbarmungslosen Mitteleinsatz in Frage zu stellen. Je älter Stalin wurde, desto mehr versteinerte seine Politik zu einer persönlichen Diktatur, vor deren generellem Misstrauen auch die engsten Mitarbeiter nicht mehr sicher waren.

Insofern bedeutete sein Tod auch für sie eine Befreiung von der tagtäglichen Angst; ein Reformprogramm, ein «Tauwetter» folgte. Doch da die Distanzierung der Nachfolger von der Vergangenheit, der sie viel zu verdanken hatten, weder die «revolutionären Errungenschaften» noch den Monopolanspruch der Partei auf die Macht gefährden durfte, blieb die Abrechnung halbherzig. Sie wurde nicht zur Abrechnung mit dem «Stalinismus» als System, sondern nur mit Stalin als Person. Kein Wunder, dass er Teil der kollektiven Erinnerung blieb: als «Generalissimus» und «Weltenlenker», selbst nach dem Zerfall des sowjetischen Imperiums oder gerade deshalb.

I. GORI – 6. DEZEMBER 1878

Soso – Herkunft und Schulzeit

«Iossif (so die russische Namensform) Wissarionowitsch Stalin (Dschugaschwili) wurde am 21. Dezember 1879 in der Stadt Gori, Gouvernement Tiflis, geboren.» So stand es 1939 in der offiziellen Biographie, ähnlich in der Großen Sowjetenzyklopädie und allen sowjetischen Nachschlagewerken. Doch das wirkliche Geburtsdatum war der 6. Dezember 1878. Warum sich Stalin ein Jahr jünger machte, ist nicht ersichtlich. Bei Verhaftungen durch die zarische Geheimpolizei, auch bei anderen Gelegenheiten hatte er immer wieder unterschiedliche Altersangaben gemacht und sich erst in den 1920er Jahren auf das neue Datum festgelegt.

Gori war eine Kleinstadt mit sieben- bis achttausend Einwohnern, 76 Kilometer nordwestlich von Tiflis, am linken Ufer der Kura, dem größten Fluss Transkaukasiens, der das Gebiet in westöstlicher Richtung durchfließt und ins Kaspische Meer mündet. Gori war eine Stadt mit Geschichte, davon zeugte die mächtige mittelalterliche Burganlage. Burg und Stadt hatten wechselnde Herren erlebt, die um die Vorherrschaft in Transkaukasien stritten. Seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bemühten sich georgische Fürsten um Russland als Schutzmacht. Was sie damit erreichten, war die Eingliederung ihrer Länder in das Russische Reich. Die formelle Annexion Ostgeorgiens (mit der Hauptstadt Tiflis) samt der Abschaffung seines Königshauses erfolgte 1801. Ihr schloss sich die Eroberung der westlichen Gebiete (Imeretien und Gurien, Mingrelien, Swane-

ten und Abchasien) an, in einem Prozess, der sich bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinzog.

Mit der Eingliederung in das Russische Reich gingen die georgischen Königs- und Fürstenhäuser ihres Thrones verlustig, auch die georgische Kirche verlor ihre Selbständigkeit und wurde Teil der russisch-orthodoxen Kirche. Nach russischem Muster wurde das Land neu gegliedert und in Landkreise und Gouvernements eingeteilt. Neben dem stehenden Heer brachte die neue Zentralmacht auch ein sitzendes Heer von Beamten mit. An ihrer Spitze stand ein russischer Oberkommandierender, später ein Statthalter des Zaren. Doch man war in Sankt Petersburg klug genug, den georgischen Adel in seinen Besitz- und Herrschaftsrechten zu bestätigen, ja zu stärken, die überkommenen persönlichen Abhängigkeitsverhältnisse innerhalb des Adels abzubauen und seine starke interne Hierarchisierung zu überwinden. Man machte aus ihm einen «Stand», der den neuen Staat mittragen und damit zugleich dem Widerstand gegen ihn die Spitze nehmen sollte.

Dies scheint auch gelungen zu sein. Die Akte offener Rebellion, zu denen es zuvor immer wieder gekommen war, ließen seit der Jahrhundertmitte nach, selbst wenn sie in der Erinnerungskultur des Landes fortlebten und im neuentdeckten georgischen Stolz auf die eigene Sprache, Kultur und Geschichte Auftrieb erhielten. Die Protagonisten des neuen Stolzes entstammten den gleichen adeligen Schichten, die schon die Rebellionen der 1820er und 30er Jahre getragen hatten. Sie rebellierten nun mit der Feder, als Schriftsteller, Wissenschaftler, Poeten, Publizisten. Sie wurden zu Leitfiguren einer georgischen Nationalbewegung. Sie wollten die romantische Erinnerung an das Verlorene lebendig erhalten, setzten sich gegen das Russische als Amtssprache zur Wehr, gegen die Russen, die Armee und Verwaltung dominierten – und bald auch gegen die Armenier, die in Georgien seit jeher im Handel und Gewerbe das Sagen hatten.

Dass die Rebellen in der Regel Russisch sprachen, nicht we-

nige in Sankt Petersburg oder Moskau studiert hatten, manche sogar einen wichtigen Posten im Militär oder in der Verwaltung bekleideten, stand dazu nur scheinbar im Widerspruch. Die russische Herrschaft hielt nicht nur dazu an, sich selbst zu sehen und zu definieren, sie animierte auch zum Vergleich mit den geistigen und kulturellen Entwicklungen Russlands und Westeuropas und dazu, die dabei gewonnenen Einsichten an die eigenen Landsleute weiterzugeben. Von ihnen lebten noch immer weit über 80 Prozent auf dem Dorf, sie waren in der Landwirtschaft tätig und konnten weder lesen noch schreiben, und nur eine kleine Minderheit war des Russischen mächtig.

Doch die Welt war auch in Gori in Bewegung geraten. So war Iossifs Vater, Wissarion Iwanowitsch Dschugaschwili, aus dem Dorf Didi Lilo über Tiflis nach Gori zugewandert, die Mutter Jekatarina Georgjewna Geladse kam aus dem Dorf Gambareuli. Jekatarina war eine russifizierte Form ihres Vornamens, auf Georgisch hieß sie Ketewan oder kurz Keke, so wie der Vater eigentlich Bessarion hieß oder kurz Beso gerufen wurde. Beide stammten aus Familien von Leibeigenen, die erst 1864 persönlich frei wurden. Dem Stand nach blieb Wissarion «Bauer aus Didi Lilo», obwohl er nie dorthin zurückkehrte und sich, nach einer Zwischenstation in Tiflis, in Gori als Schuster versuchte. Mitunter wird später auch der Sohn behaupten, «bäuerlicher Herkunft» zu sein, was allerdings nur wenig Realitätsbezug hatte. Der Zuzug vom Lande änderte in Gori die ethnische Zusammensetzung der Bevölkerung: Georgier stellten hier inzwischen die Mehrheit, 1897 fast zwei Drittel der Bevölkerung (gefolgt von 20 Prozent Armeniern und etwa zehn Prozent Russen).

Wenn es stimmt, dass Keke Geladse 1858 geboren war, war sie 16, als sie 1874 Beso Dschugaschwili heiratete. Im Jahr darauf gebar sie einen Sohn, der jedoch ebenso im Säuglingsalter verstarb wie der zweite Sohn zwei Jahre darauf. Erst der dritte Sohn (georg. Josseb/russ. Iossif) überlebte und wuchs als Einzelkind auf, umsorgt von seiner Mutter, die ihn mit dem Kosenamen

«Soso» (oder «Soselo») rief. Iossif überstand eine ganze Reihe von Kinderkrankheiten, Anfang der 1880er Jahre sogar eine Pockenepidemie, die in Gori grassierte, viele Kinder in der Nachbarschaft dahinraffte und auch ihn fürs Leben zeichnete – für Freund und Feind zum «Pockennarbigen» machte.

Die Familie bewohnte ein kleines, etwas windschiefes, außen unverputztes Haus, das im Innern einen gestampften Fußboden hatte und nur aus einem einzigen kleinen Raum (von neun bis zehn Quadratmetern) bestand, Wohn-, Ess- und Schlafzimmer zugleich, dessen Kellerranbau der Vater als Werkstatt nutzte. Mit den Soldaten der nahen Garnison als Kunden scheint er dabei zunächst durchaus Erfolg gehabt zu haben; er konnte Mitarbeiter einstellen. Ob der Rückgang der Nachfrage damit zusammenhing, dass das traditionelle Schuhwerk, das Beso herstellte, aus der Mode kam, man nach anderen, modernen, europäischen Schuhen verlangte, ob Beso auf Dauer mit den aufkommenden Manufakturen und Schuhfabriken nicht konkurrieren konnte, die den Markt zu beherrschen begannen, ob er aus diesem Grund zur Flasche griff oder die Kausalitätskette gerade andersherum verlief, ist nicht zu ermitteln.

Ebenso wenig, ob deshalb Keke hinzuverdienen musste, als Zugehfrau beim Nachbarn, beim wohlhabenden Weinhändler Jakow Egnatischwili, der einst Stadtmeister im Ringen gewesen war; beim Polizeichef Damian Dawrischewi; und bei Vater Kristopore Tscharkwiani von der Pfarrkirche. Es gab Gerüchte, dass die Beziehungen zu diesen illustren Herren mehr waren als nur Geschäftsbeziehungen. Sogar Mutmaßungen, dass nicht Beso, sondern Egnatischwili (oder auch Dawrischewi) der eigentliche leibliche Vater Sosos gewesen sei (obwohl nach anderen Aussagen Soso Beso wie aus dem Gesicht geschnitten war). Keke war eine hübsche, von jeher lebenslustige, in den 1870er Jahren noch immer junge und attraktive Frau. Hatte sie einfach erkannt, dass mit dem betrunkenen Ehemann nicht mehr zu rechnen war, dass man, um sich zu behaupten und vorwärtszukommen, Netzwerke

brauchte, wie bei den gutswirtschaftlichen Großfamilien auf dem Dorfe? Und hatte Beso gemerkt, dass er mit den genannten Herren nicht konkurrieren konnte und für ihn in Gori kein Platz mehr war? Jedenfalls verließ er Gori 1884, der kleine Soso war kaum sechs Jahre alt, und ging in die Adelchanow'sche Lederfabrik nach Tiflis.

Dass sich zuvor die wachsenden innerfamiliären Spannungen immer wieder in Gewaltexzessen entladen hatten, erscheint durchaus glaubhaft; und dass der überforderte Vater seine Wut nicht selten am Sohn ausließ, darauf deuteten die zitierten Äußerungen des Jugendfreundes hin. Unterstellt, dieser konnte sich wirklich daran erinnern (denn im gleichen Jahr geboren wie Soso, wäre auch er damals erst fünf oder sechs Jahre alt gewesen), wären sie ein Hinweis darauf, dass ihre Brutalität noch deutlich das Maß an alltäglicher Gewalt überstieg, das die Gesellschaft tolerierte, ja als «normal» empfand. Denn dass zur Erziehung auch harte körperliche Strafen gehörten, wurde von niemandem bestritten. Wenn Stalin später seiner Tochter erzählte, auch die Mutter habe ihn gelegentlich verprügelt, galt ihm das als «normal», eher als Ausweis ihrer Tatkraft denn als Vorwurf. So wie es als «normal» galt, wenn die Buben ihre Kräfte maßen und sich so ihren Rang in der Straßenbande und in der Klassengemeinschaft «erkämpften» (wovon in den Erinnerungen ebenfalls die Rede ist, mit dem Hinweis, dass der eher kleine und schmale Stalin mit allen, auch unfairen Mitteln versucht habe, sich als Stärkster zu beweisen).

Zu den jährlichen städtischen Festivitäten gehörte, dass man in der Osterzeit die Vertreibung der Perser aus der Stadt (im Jahr 1634) nachspielte, wobei zwei Gruppen (von tausend und mehr Faustkämpfern), getrennt nach ethnischer Zugehörigkeit, auf einander einschlugen. Die Jugendlichen machten den Anfang, bis alles in einer Massenkeilerei und einem gemeinsamen Fest endete. Es gab Stadtmeisterschaften im traditionellen georgischen Ringkampf («Tschidaoba»), wofür schon die Kinder trainierten

(und Soso war feste mit dabei); schließlich war Nachbar Egnatschwili in seiner Jugend darin Stadtmeister gewesen, was noch immer zu seiner Reputation beitrug. Gesellschaftliche Randalereien mit Ventilfunktion – das erinnerte an frühneuzeitliche Straßenfeste in Westeuropa ebenso wie an dörfliche Kirchweihbräuche in Russland. Schließlich fand man in Gori offenkundig auch nichts dabei, dass zwei ossetische Bauern, die man der Räuberei bezichtigte, öffentlich hingerichtet wurden und auch Halbwüchsige (wie Soso Dschugaschwili und sein Freund) dabei zusahen.

Damit sollen die Kinderjahre Soso Dschugaschwilis keineswegs folklorisiert und verniedlicht werden. Es waren für ihn bittere Zeiten. Zu den ernsten, nur mit Mühe überstandenen Kinderkrankheiten, die buchstäblich tiefe Narben hinterließen, zu den zerrütteten Familienverhältnissen und häuslicher Gewalt kam, dass Mutter und Sohn nach dem Weggang des Vaters auch noch das kleine Häuschen räumen mussten. Sie zogen in den nächsten Jahren immer wieder um, auf steter Suche nach einer billigeren Bleibe, weil das von der Mutter als Zugehfrau verdiente Geld hinten und vorne nicht reichte. Obendrein hatte Soso (im Alter von sechs) noch einen Verkehrsunfall mit einem Pferdewagen; wenige Jahre später stieß er erneut mit einem ähnlichen Gefährt zusammen, wobei er irgendwie unter die Räder geriet. Was auf den ersten, was auf den zweiten Unfall zurückzuführen war, ist unklar; jedenfalls hinterließen sie Dauerschäden am linken Ellbogen und einen verkürzten linken Arm.

Vater und Mutter hatten nie eine Schule besucht. Trotzdem sprach Beso neben Georgisch etwas Armenisch, Türkisch und Russisch; und Keke hatte etwas Schreiben und Lesen gelernt. Sie war es wohl auch, die sich in den Kopf gesetzt hatte, dass ihr Sohn eine Schulbildung brauchte und Priester werden sollte. Sie hatte sich dafür die kirchliche Grundschule in Gori ausgeguckt, deren Schüler normalerweise aus besser gestellten Familien kamen, zumal die Schule Schulgeld verlangte. Mit der Fürsprache von Vater Tscharkwiani gelang es, diese Hürde zu

nehmen. Doch Soso musste erst noch Russisch lernen, bevor er im Herbst 1888 in die Vorbereitungsklasse, 1889 in die vierklassige Grundschule aufgenommen wurde. Noch einmal trat der Vater in sein Leben, als er ihn aus der Schule holte und in die Lederfabrik mit nach Tiflis nahm. Es war das einzige Mal, dass der spätere «Arbeiterführer» eine Fabrik von innen sah, den Gestank in einer Gerberei erlebte, die langen Arbeitszeiten, die kümmerlichen Löhne. Seine Fabrikerfahrungen blieben Episode. Er dürfte froh gewesen sein, dass ihn die Mutter dank ihrer Beziehungen zur Kirche wieder herausholte.

Bei seiner Einschulung war Soso (mit zehn, elf Jahren) bereits deutlich älter als seine Mitschüler. Er lernte gern und schnell und erwarb sich den Ruf eines Bücherwurms, der ihm auch später blieb. Da der Vater nicht zahlte und das Schulgeld ausblieb, wurde er vorübergehend von der Schule ausgeschlossen. Egnatischwili, inzwischen eine Art Ersatzvater, half, den finanziellen Engpass zu überwinden. Nach seinem Ausflug in die Fabrik holte Soso das Versäumte mit großem Eifer nach. Er sang im Schulchor, trug in der Kirche Psalter und geistliche Gesänge vor, in seiner Freizeit russische und georgische Volkslieder. Er stieg zum Klassenbesten auf und bekam ab dem dritten Schuljahr ein Stipendium, das auch für die vierte Klasse galt. So konnte Soso die Grundschule beenden. Ein gewaltiger Aufstieg für den Sohn eines kleinen Schusters, dessen Vater noch Leibeigener gewesen war. Nicht einmal jeder zehnte Georgier hatte um die Jahrhundertwende eine vergleichbare schulische Bildung. Soso hatte seine Herkunft hinter sich gelassen, er sah seinen Vater niemals wieder; Beso starb verarmt, vermutlich 1909.

Soso hätte in Gori bleiben und aufs Transkaukasische Lehrerseminar wechseln können. Doch als Jahrgangsbester traute er sich – oder war einmal mehr die Mutter die treibende Kraft? – mehr zu: Er bewarb sich beim Geistlichen Seminar in Tiflis und bestand die Aufnahmeprüfung. Das war ein gewaltiger Schritt. Zwar lag auch Tiflis an der Kura, zwischen beiden Städten gab

es eine Eisenbahnverbindung, und die Entfernung betrug nicht einmal 80 Kilometer. Doch beide Städte trennten Welten. Gori war eine Kleinstadt, Tiflis mit rd. 160 000 Einwohnern (1897) fast zwanzigmal so groß, eine quirlige, bunte, multikulturelle Handelsmetropole auf dem Weg zwischen Schwarzem Meer, Kaspischem Meer und weiter nach Persien, zwischen Armenischem Hochland, dem Kaukasus und weiter im Norden Russland. Malerisch zwischen Bergketten in einem Talkessel gelegen, den sich die Kura gegraben hatte, zerfiel die Stadt in mehrere unterschiedlich geprägte Bezirke, deren Lage zugleich etwas über die neuere Geschichte der Stadt und die Geographie der Macht erzählte. Das Stadtzentrum war russisch und lag am neuen Prachtboulevard, dem Golowin-Prospekt. Hier standen der Palast des Statthalters aus den 1860er Jahren, das Erste Knabengymnasium, die Garnisonskirche und die Staatsbank. Gegenüber befanden sich die Kommandantur, eine öffentliche Bibliothek und das kaukasische Museum. Hier lagen auch ein Theater, vornehme Geschäfte und große Hotels. Den Mittelpunkt bildete ein großer öffentlicher Park (der Alexandergarten), der bei der Neuplanung des Zentrums (in den 1860er Jahren) zwischen Boulevard und Kura angelegt worden war, in ihm hatte man eine Nikolaus- und eine Alexander-Newski-Kapelle errichtet und an der Boulevardseite des Parkes ein Historisches Militärmuseum, das die Eroberung des Kaukasus durch Russland zum Gegenstand hatte. Zum «russischen Tiflis» wären schließlich auch die nicht wenigen Kasernen zu rechnen, die sich über das gesamte Stadtgebiet verteilten. 1801, als die Stadt russisch wurde, noch kaum vorhanden, waren Ende des Jahrhunderts die rd. 45 000 Russen die zweitgrößte Bevölkerungsgruppe in der Stadt und diejenige mit dem größten Zuwachs.

Südöstlich an das russische Viertel schloss sich das Tiflis der Basare und Karawansereien, von Handel und Kleingewerbe an, mit den offenen Werkstätten der Gold- und Waffenschmiede, den Kramläden, Garküchen und Bäckereien, mit den engen,

steilen Gassen und den treppenartig aufsteigenden Häusern, ein «buntes Gedränge von Tieren und Menschen, Fußgängern, Reitern und Lastwagen». Hier sah man «mohammedanische Frauen», die sich nur verschleiert auf der Straße zeigten, «grusinische Verkäufer von Gemüse, Früchten und Fischen, mit großen, flachen Holzschüsseln auf dem Kopf», «Perser in langen Kaftanen, öfter mit rotgefärbtem Haar und ebensolchen Fingernägeln», «tatarische [türkischsprachige] Seïds und Mollahs in wallenden Gewändern mit grünem oder weißem Turban», die «glattdgescho-renen Tataren in zerlumpter Kleidung mit einem langen Dolch am Gurt» und «bewaffnete Vertreter verschiedener Bergvölker in der kleidsamen Tscherkeßka» (so war es in Baedeker's «Russland» nachzulesen).

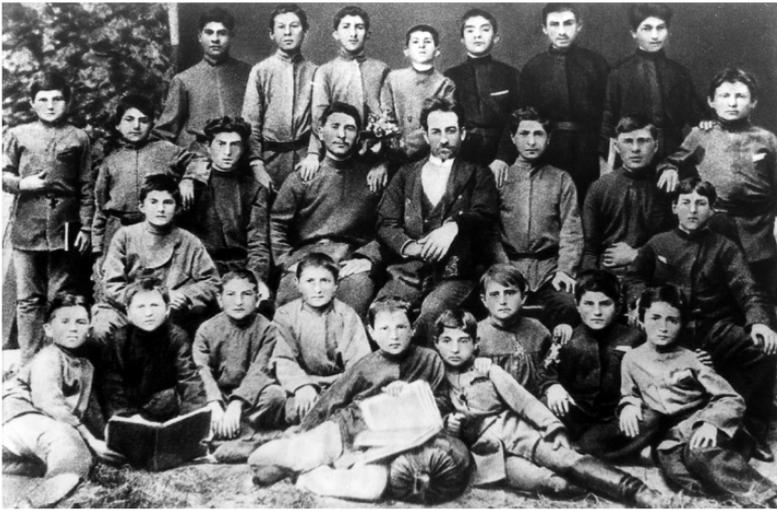
Wie diese Beschreibung schon ahnen lässt, waren Handel und Gewerbe in Tiflis weitgehend vorindustriell geblieben – und noch immer gaben dabei Armenier den Ton an. Sie besaßen einen Großteil der Kleinbetriebe und Karawansereien, lieferten die Rohstoffe, sorgten für den Absatz, beherrschten die Zusammenschlüsse der Handel- und Gewerbetreibenden (Gilden), bestimmten die Geschicke der Stadt im Rathaus entscheidend mit und wohnten, wenn sie es sich leisten konnten, vorwiegend in einem Stadtbezirk, der sich südwestlich an das russische Zentrum anschloss. Tarifreformen, die Einschränkung der Macht der gewerblichen Verbände und die Abschaffung der Handelsgilden hatten ihnen die wirtschaftliche Dominanz nicht zu nehmen vermocht. Der demographische Wandel in der Stadt war freilich nicht zu übersehen: Waren 1801 noch drei Viertel der Bevölkerung Armenier gewesen, so waren es Ende des Jahrhunderts nur noch knapp 30 Prozent. Damit waren sie freilich noch immer die größte Bevölkerungsgruppe.

Selbst wenn die Georgier Tiflis seit jeher als ihre Hauptstadt betrachteten, hatten sie 1801 nur ein knappes Viertel der Bevölkerung gestellt, und Ende des Jahrhunderts war ihr Anteil kaum höher. Von den Mitgliedern ihres Adels abgesehen, hatten sie

weder in die armenische Domäne von Handel und Gewerbe noch in die von Russen dominierten Militär- und Verwaltungsränge vorzudringen vermocht. Dass der zitierte Reiseführer auf den «grusinischen» Straßenverkäufer verwies, der seine wenigen agrarischen Produkte auf dem Kopf trug und dabei als Ausstattung nur eine flache Holzschüssel brauchte, bestätigt diesen Befund auf seine Weise, Sosos Vater, der seine Flickschusterei in Gori aufgab und in die Tifliser Lederfabrik wechselte, die bezeichnenderweise einem reichen Armenier gehörte, ebenso. Leder-, Textil- und Tabakverarbeitung gehörten zu jenen Gewerben in Tiflis, wo die Umstellung auf Manufakturbetrieb begonnen hatte, wo die Produktion keine allzu hohen Anforderungen an die Beschäftigten stellte und auch mit Zuwanderern aus dem ländlichen georgischen Umland zu bewerkstelligen war. Das galt auch für den Eisenbahnbau, für den viele Hände gebraucht und schlecht bezahlt wurden. In Tiflis gab es ein großes Depot und eine Reparaturwerkstätte. Die Wohnquartiere der Georgier lagen weiter ab vom Zentrum, im Südosten, jenseits der Kura.

Auch die Tataren, die Polen, die Juden, die Deutschen und die Perser hatten «eigene» Wohnbezirke. So bunt war Tiflis also, als Soso hier eintraf. Das Geistliche Seminar, ein langes, weißes, viergeschossiges Gebäude in klassizistischem Stil, lag mittendrin, nur wenige Blocks vom Golowin-Prospekt entfernt, wie es sich für eine so angesehene Bildungseinrichtung der russisch-orthodoxen Kirche gehörte. Es grenzte auf der anderen Seite zugleich an die Welt der Basare.

Doch bevor Soso diese Umwelt aufnehmen konnte und sie ihn, musste er sich erst im Geistlichen Seminar zurechtfinden. Es fiel ihm schwer, selbst wenn mehrere Klassenkameraden mit ihm nach Tiflis wechselten. Es fehlte die Mutter, die bisher immer für ihn da gewesen war. Und anders als in Gori, wo er über einen erheblichen Teil seiner Zeit frei verfügen und mit Freunden verbringen konnte, war hier der Tagesablauf streng geregelt. Auf das Wecken um sechs Uhr folgten Gebet und Unterricht,



Die Mutter schickte Iossif (den sie «Soso» nannte) in die kirchliche Schule in Gori. Hier lernte er Russisch, was dort die Unterrichtssprache war – eine wichtige Voraussetzung für seine spätere «weltliche» Karriere. Der ehrgeizige Schüler stieg zum Klassenbesten auf. Obwohl er älter war als seine Klassenkameraden, gehörte er zu den Kleinsten, wie sehr er sich auch streckte, auf dem obigen Bild von 1892, in der Mitte der obersten Reihe einer Gruppe von Schülern, direkt über den Lehrern.

Andacht und Studium, dazwischen gab es knappe Essenszeiten, und so ging es bis zum Ausschalten des Lichts in den Schlafsälen abends um zehn Uhr. Kontrollgänge sollten verhindern, dass nach dem Löschen des Lichtes unter der Decke gelesen oder sonstige Dinge gemacht wurden. Zeit, das Gebäude zu verlassen, gab es nur zwischen dem Mittagessen um drei Uhr und der Nachmittagsandacht um fünf Uhr nach vorheriger Genehmigung.

Das Curriculum war anspruchsvoll. Nachdem Grundkenntnisse in Altem und Neuem Testament, Katechismus, liturgischem Gesang, Russisch und Altkirchenslawisch, Griechisch

und anderem mehr bereits in Gori vermittelt worden waren, sollten diese Kenntnisse nun vertieft und erweitert werden. Auf dem sechsjährigen Studienplan standen Bibelexegese, Kirchengeschichte, Predigtlehre, Liturgie und Kirchengesang, aber auch geistes- und naturwissenschaftliche Fächer wie Russische Literatur und deren Geschichte, Russische Geschichte und Weltgeschichte, Algebra und Geometrie, Physik und Logik. Westliche Sprachen und Literaturen fehlten, wobei auch bei der russischen Literatur streng darauf gesehen wurde, dass nur die «richtigen» Schriftsteller gelesen und behandelt wurden. Unterrichtssprache war Russisch, die Seminaristen sollten auch im Hause nur Russisch, nicht Georgisch sprechen.

Es gab kritische Stimmen ehemaliger Zöglinge, die das Geistliche Seminar mit einer Kaserne verglichen und sein Fächerangebot als viel zu eng empfanden. Statt eines freien Geistes, «der die Jugend in Liebe und Verständnis erzog», habe es nur «militärische Disziplin» und eine «strenge, schematische Erziehung» gegeben, deren Aufgabe darin bestand, «getreue, russische Untertanen zu züchten». Wenn die Kritik sich auch auf das unentwegte Beten und die endlose Dauer des Gottesdienstes bezog, war offensichtlich, was der Kritiker eigentlich wollte: eine weltliche höhere Lehranstalt, eine georgische Hochschule oder Universität. Er stand mit dieser Vorstellung nicht allein und benannte damit Probleme, mit denen sich das Seminar seit geraumer Zeit konfrontiert sah. Das Geistliche Seminar galt seit längerem als «Problemschule».

Es war als Bildungsanstalt für den Priesternachwuchs, für die Söhne von georgischen und russischen Geistlichen gegründet worden. Weil der Ruf sehr gut war und auf das humanistische Knabengymnasium, schon wegen des höheren Schulgelds, nur die Kinder bessergestellter Schichten gingen, meldeten manche Eltern ihre Söhne am Geistlichen Seminar an, auch wenn diese nicht Geistliche werden wollten. Schließlich stand ihnen nach dem Abschluss auch eine Laufbahn als Dorfschullehrer offen;

oder sie nutzten die erworbenen Kenntnisse, um sich an einer Universität in Russland oder im westlichen Ausland zu bewerben. Ihre Erwartungen an das Seminar waren damit andere als beim Priesternachwuchs, wobei sich dieser Klärungsprozess mitunter erst während des Studiums ergab und sich mit einem wachsenden georgischen Selbstbewusstsein verband.

Eine neue («zweite») Generation der Nationalbewegung sah sich mit einer doppelten Herausforderung konfrontiert: Sie hatte sich einer Russifizierungspolitik zu erwehren, die die Anerkennung Georgiens als eigenständiges Gebiet und sogar das Wort «Georgien» (im Russischen: Grusia, Grusinien) tunlichst vermied (so gab es auch keine entsprechende Verwaltungseinheit). Ferner hatte sie auf die Entwicklung seit der Bauernbefreiung zu reagieren, die mit dem Wegfall bäuerlicher Arbeitskraft zu einer Krise der adeligen Gutswirtschaft geführt hatte. Zogen Angehörige des georgischen Adels (wie ihre bäuerlichen Landsleute) daraus die Konsequenz und wanderten in die Stadt ab, so fanden sie die wichtigsten Posten in der Verwaltung, im Militär, in Handel und Gewerbe bereits besetzt. So galt es, einerseits die georgische Sprache und das kulturelle Erbe weiterhin zu pflegen, was die von dem Schriftsteller, Journalisten und Juristen Ilia Tschawdschawadse 1877 gegründete Zeitschrift «Iveria» übernehmen sollte. Ein Jahr darauf gründete er zusammen mit dem Dichter und Schriftsteller Akaki Zereteli die «Gesellschaft zur Verbreitung der Lese- und Schreibfähigkeit unter den Georgiern». 1837 geboren, war Tschawdschawadse etwa gleichaltrig wie Zereteli und entstammte wie dieser einem georgischen Fürstengeschlecht. Andererseits ging es aber nicht mehr nur um den nostalgischen Rückblick, sondern um die Gegenwart, ja die Zukunft, sei es, dass man diese (mit Blick auf den Adel) in einem liberalen Industriekapitalismus ausmachte, sei es, dass man die Bauern als eigentliche Adressaten sah und wie die russischen «Volkstümmler» (die Narodniki) einer «populistischen» Richtung zuneigte.

Die daraus resultierenden Konflikte schlugen auch auf das Geistliche Seminar durch, sie machten es – aus Sicht der Schulleitung – zu einer Brutstätte des Radikalismus. Die Mehrzahl der Schüler waren Georgier, die Mehrzahl der Lehrerschaft russische Mönche, auch der Rektor. Mit der Begründung, dass die Liturgie in Russisch abgehalten, die heiligen Texte in Altkirchenslawisch verlesen werden sollten, waren in den 1870er Jahren Georgisch und Georgische Geschichte aus dem Fächerkanon gestrichen worden. Da hinter dieser Entscheidung nicht nur «praktische» Gründe steckten, wurde sie zum Gegenstand eines Dauerkonflikts. Schüler bildeten geheime Zirkel, produzierten illegale Zeitungen und lieferten der Auseinandersetzung immer neue Nahrung. Zwischen 1874 und 1878 waren 83 Schüler wegen «Unzuverlässigkeit» der Schule verwiesen worden. 1885 griff ein Zirkelmitglied (Silvester Dschibladse) den Rektor an, schlug ihm ins Gesicht, weil er Georgisch eine «Hundesprache» genannt hatte – im Folgejahr erstach ein anderer Schüler den Rektor mit einem kaukasischen Dolch. Immer wieder kam es zu Schülerdemonstrationen und -streiks, die sich gegen die Lebensbedingungen im Seminar, gegen die eiserne Schuldisziplin, gegen das kärgliche Essen in der Fastenzeit und gegen die Dominanz des Russischen richteten. Die Schulleitung antwortete auf die Proteste mit Relegationen. Zuletzt war das im Dezember 1893 geschehen. Man hatte danach die Schule geschlossen und erst im Herbst 1894 wiedereröffnet – zum gleichen Zeitpunkt, als Soso Dschugaschwili nach Tiflis kam.

Doch von all dem war Iossif noch weit weg. Er wollte in Tiflis seine schulische Karriere fortsetzen – und hatte andere Sorgen. Er hatte als Jahrgangsbester aus Gori darauf gehofft, von allen Kosten freigestellt zu werden. Doch das Seminar erließ ihm nur die Kosten für Unterbringung und Verpflegung, nicht aber das Schulgeld, das von der Mutter allein nicht aufgebracht werden konnte. Es war erneut der reiche Nachbar (Egnatschwili), der einsprang. Alles deutet darauf hin, dass Iossif auch in Tiflis flei-

big zu studieren begann und die in ihn gesetzten Erwartungen nicht enttäuschen wollte. Ganz so leicht wie in Gori fiel ihm das aber nicht mehr. Herausragend war er offensichtlich nur im Kirchengesang (wofür er die Höchstnote, im Russischen eine «Fünf», erhielt). Immerhin rangierte er mit seinen Leistungen im vorderen Drittel der Klasse, er bekam am Ende des ersten Schuljahres das achtbeste Zeugnis (von 29) und rückte im zweiten Schuljahr sogar auf Platz fünf vor. Erst ab der dritten Klasse (Iossif war inzwischen fast 18, älter als die meisten in der Klasse) fielen die Leistungen deutlich ab. Am Ende dieses Schuljahrs war er nur noch Sechzehnter (von 24), ein gutes Jahr später unter den Schlusslichtern (Zwanzigster von 23), unter den «Kamtschatkaern», wie man die aus den letzten Reihen des Klassenzimmers spöttisch nannte.

Iossif war nun nicht mehr der eifrige Schüler und etwas unbedarfte Raufbold aus der Provinz. Er hatte sich anstecken lassen von den internen Konflikten, die das Seminar seit geraumer Zeit in Atem hielten. Der hartnäckige Versuch, sie zu unterdrücken, befeuerte sie nur. So durchlief Iossif in wenigen Jahren jene Entwicklung, für die die georgische Intelligenzia mehrere Generationen gebraucht hatte. Auch er scheint hier sein Georgiertum entdeckt zu haben, den Stolz auf seine Geschichte und seine Literatur, die auf Schota Rustawelis Volksepos «Der Recke im Tigerfell» aus dem 12. Jahrhundert zurückreichte. Einiges hatte er davon schon in Gori kennengelernt, nun setzte er die Lektüre fort, ja begann selbst, in georgischer Sprache Verse zu schreiben. 1895 wurden mehrere seiner Gedichte in Ilia Tschawdschawadses Zeitschrift «Iveria» (unter dem Pseudonym «Soselo») veröffentlicht, wovon die Schulleitung natürlich nichts wissen durfte.

Über die von Tschawdschades Gesellschaft herausgegebene Billige Buchreihe, im Antiquariat oder in der öffentlichen Bibliothek besorgte man sich auch russische Gegenwartsliteratur (Tolstoi, Dostojewski, Tschechow, Gogol) sowie französische Gesellschaftsromane in russischer Übersetzung (Victor Hugo,

Zola, Balzac); zur Schullektüre gehörten sie nicht. Noch schlimmer war es, mit Ernst Renans bibelkritischem «Leben Jesu» erwischt zu werden. Der Autor, der ursprünglich selbst Priester werden sollte und Professor am Collège de France war, hatte damit (1863) einen Sensationserfolg erzielt. Rasch in viele Sprachen übersetzt, war das Buch von der russisch-orthodoxen Kirche als «höchst gefährlich» auf den Index gesetzt worden. Auch Darwins Werke rangierten unter dieser Kategorie, was sie für manche Seminaristen erst recht interessant machte. Sie wurden insgeheim gelesen und diskutiert. Die Schulleitung reagierte auf diese skandalösen Zustände mit überfallartigen Kontrollen der Schlafräume und Schränke, was im Endeffekt aber nur das Klima weiter vergiftete. Auch Iossif wurde mehrmals «auffällig», was ihm neben entsprechenden Vermerken eine Privatfehde mit dem Oberkontrolleur, Vater Dmitri, eintrug, der eigentlich Georgier war und von Iossif im Zorn als «schwarzer Fleck» titulierte wurde.

Schon 1892 hatte ein ehemaliger Seminarzögling, Noj Schordania, der dem gurischen Landadel entstammte (also aus Westgeorgien kam), zusammen mit Nikolai Tschcheidse, Giorgi Zereteli, Silvester Dschibladse und weiteren Gesinnungsgenossen eine neue Organisation gebildet, die sich «Mesame-Dasi» («Dritte Gruppe») nannte und es sich zur Aufgabe machte, marxistische Ideen unter den georgischen Arbeitern zu verbreiten; Schordania hatte diese Gedankenwelt bei einem Aufenthalt in Warschau (das damals zum Zarenreich gehörte) kennengelernt. Die Gruppe gab die Zeitschrift «Kwali» (Die Furche) heraus. Selbstredend wurde man auch im Seminar auf sie aufmerksam. Die heftig diskutierten marxistischen Ideen hatten, auf Georgien übertragen, etwas Bestechendes. Selbst wenn noch immer an die 90 Prozent der Georgier auf dem Lande lebten, zogen viele in die Städte, um ein besseres Auskommen zu finden. Und wenn man sah, wie mit den Städten die industriellen Investitionen wuchsen und das Transkaukasusgebiet immer stärker vom «internationalen Kapitalismus» geprägt wurde, lag es nahe, dass der

Stadt, der Industrie und ihrer Arbeiterschaft «die Zukunft» gehörte. Iossif dürfte einem Lese- und Agitationszirkel angehört haben, in dem man die entsprechenden Schriften rezipierte, und so zum ersten Mal mit dem Marxismus in Berührung gekommen sein.

Welche Reichweite diese Aktivitäten freilich hatten und welche Rolle Soso dabei spielte, ist unklar. Es ist schwer zu entscheiden, wo die Legendenbildung beginnt, wenn Teilnehmer sich später, viel später zu erinnern glaubten, dass man ausgiebig «Das Kapital» von Karl Marx las, das eben ins Russische übersetzt worden war. Dies soll in einer Wohnung geschehen sein, die ältere Schüler am Stadtrand von Tiflis als geheimen Treffpunkt angemietet hatten. Der junge Dschugaschwili habe dabei eine Führungsrolle übernommen. Unter seiner Leitung seien Mitgliedsbeiträge für die eben (1898 in Minsk) gegründete Russische Sozialdemokratische Arbeiterpartei bei über Hundert Schülern eingesammelt und an die Partei weitergeleitet worden. Die Aktivitäten blieben angeblich nicht auf den Schülerkreis beschränkt, Dschugaschwili allein habe mehrere externe marxistische Zirkel in der Stadt geleitet, wie Historiker in den 1930er Jahren herausgefunden haben wollen. Dazu würde dann auch passen, dass er am 29. Mai 1899 «wegen Propaganda des Marxismus aus dem Seminar ausgeschlossen» wurde, wie die Biographie aus dem Jahr 1939 behauptete.

In der Tat: Wenn die Kontrolle im Seminar nur annähernd so rigide war, wie sie beschrieben wurde, hätten der Schulleitung derartig weitreichende Aktivitäten nicht verborgen bleiben können, zumal sie sicher auch ihre Informanten in der Schülerschaft hatte. Und wenn solche Aktivitäten entdeckt worden wären, hätten sie zwangsläufig eine Relegation nach sich gezogen. Doch Dschugaschwilis Name stand, wie jüngere Nachforschungen ergeben haben, weder auf der Liste «unzuverlässiger» Studenten, die die Schulleitung im Herbst 1897 der Gendarmerie übergab, noch auf jener Liste von Schulabgängern 1899, die die Schule

«auf eigenen Wunsch» verließen. In den Schulakten ist von einer Relegation aus politischen Gründen nichts zu finden: Dschugaschwili musste das Seminar vielmehr verlassen, weil er zu den Versetzungsprüfungen nicht angetreten war. Es kommt hinzu, dass er in seinem Abgangszeugnis für sein Betragen (wie übrigens auch für seine Leistungen im Kirchengesang) ein «Hervorragend» bekam, und auch die übrigen Leistungen waren eher etwas besser als im Vorjahr.

Manches deutet darauf hin, dass sich Iossif schon länger mit dem Gedanken trug, die Schule zu verlassen. Schon im Vorjahr hatte es mit den Prüfungen Schwierigkeiten gegeben. Er war zu spät aus den Osterferien zurückgekommen, die er in Gori verbracht hatte. Doch in einem demutsvollen Brief an den Rektor hatte er dargelegt, dass Lungenprobleme der Grund für die verspätete Rückkehr seien, er weiterhin der Ruhe bedürfe und deshalb von einem Teil der Examina entbunden werden wolle. Irgendwie schaffte man es, eine Lösung zu finden. Ein Jahr darauf wiederholte sich die Szenerie. Soso überzog erneut die Osterferien, gab wiederum eine Erkrankung der Atemwege als Grund an und vergaß auch, die Bücher zurückzugeben, die er aus der Seminarbibliotheken entliehen hatte. Außerdem wurde eine weitere Schulgeldrate fällig. Doch diesmal schrieb er offenkundig nicht mehr an den Rektor, und es ist auch nicht ersichtlich, dass er Egnatischwili ersucht hätte, einmal mehr in die Bresche zu springen. Es war ihm wohl endgültig die bisherige Lebensplanung suspekt geworden, ihr Ziel abhandengekommen. Ob auch ein privates Ereignis (für das es nur Hinweise, keinen Nachweis gibt), nämlich die Geburt eines unehelichen Kindes, mit dazu beitrug, ist nicht zu klären. Der Bruch mit dem Geistlichen Seminar war endgültig, selbst wenn nun die Rückforderung der erlassenen Kosten drohte, auf ein Stellenangebot des Rektors ging Iossif nicht ein (was sicher nicht erfolgt wäre, wenn man ihn zuvor wegen «marxistischer Propaganda» hinausgeworfen hätte).

Selbst wenn er noch immer auf der Suche war: Der kleine Iossif, den die Mutter noch immer Soso nannte, der nach ihren Plänen Priester werden sollte, den sie deshalb auf die Kirchschule in Gori und ins Geistliche Seminar nach Tiflis geschickt hatte, gehörte der Vergangenheit an. Schule, Seminar und der damit verbundene Ortwechsel, Bildungserlebnisse und Umwelterfahrungen hatten ihn verändert. Sie hatten ihm die eigene soziale Herkunft und ethnische Zugehörigkeit bewusst werden lassen, ihn konfrontiert mit dem Faszinosum der europäischen Moderne, in ersten Kontakt gebracht mit der politischen Ideenwelt des Populismus und Marxismus. Etwas von all dem steckte auch in der Figur des georgischen Sozialbanditen Koba, des Helden eines populären, 1883 erschienenen historischen Romans («Der Vätermord») von Alexandre Quasbegi, der vom Widerstand gegen die russische Besatzung und deren einheimische Helfershelfer im Kaukasus erzählte. Koba war der aufrechte Georgier, der treue Freund, der Rächer der Entehrten. Iossif hörte es nicht ungern, wenn Freunde ihn so nannten. Koba wurde sein bevorzugter Kampfname für die nächsten Jahre.

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de